

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Band: 70 (2008)
Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

Ficker Stähelin, Daniel: Karl Barth und Markus Feldmann im Berner Kirchenstreit 1949–1951. Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2006. 160 S., ISBN 3-290-17394-1.

Inmitten der Auseinandersetzungen in der Frühphase des Kalten Krieges beschäftigte eine hitzige Diskussion die Schweizer Öffentlichkeit, an der sich eine Vielzahl von Journalisten, Politikern, Theologen und Philosophen beteiligte und die als Berner Kirchenstreit in die Geschichte einging. Die Kontroverse entzündete sich an der Frage nach der Stellung der Kirche zum Kommunismus, es ging aber auch um das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, um Fragen der politischen Ethik, des Menschenbildes sowie des Bekenntnisses und der Toleranz in der bernischen Volkskirche.

Die eigentlichen Gegenpole in der Kontroverse waren der Basler Theologieprofessor Karl Barth und der bernische Regierungsrat und Kirchendirektor Markus Feldmann. Barth, der in der bernischen Pfarrerschaft zahlreiche Anhänger hatte, zählt zu den bekanntesten Theologen des 20. Jahrhunderts. Er hatte in Bern, Berlin, Marburg und Tübingen Theologie studiert und war 1921 als Honorarprofessor nach Göttingen berufen worden. Später lehrte er bis 1934 in Münster und Bonn. Von den Nationalsozialisten von seiner Stelle suspendiert, wurde er 1935 als Dogmatikprofessor nach Basel berufen, von wo aus er sich aktiv gegen Hitlerdeutschland engagierte.

Sein Gegenüber, Markus Feldmann, war Jurist und viel geachteter Journalist. Wie Barth stammte er aus pietistischem Haus, hatte sich jedoch im Laufe der Jahre vom christlichen Glauben teilweise entfremdet, verstand sich aber durchaus noch als Christ. 1935 errang er für die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB) einen Sitz im Nationalrat. Als energischer Gegner von Nationalsozialismus und Kommunismus setzte er sich vordringlich mit Fragen des Staatsschutzes und der Landesverteidigung auseinander. 1945 wurde Feldmann in den Berner Regierungsrat gewählt, wo er nebst der Erziehungs- auch die Kirchendirektion übernahm. Nach seiner Meinung sollte das Christentum auch als Schutzwall gegen den Kommunismus dienen und die Kirche sich deshalb klar gegen die Ideologie des Ostblocks stellen und sich für die Stärkung der westlichen Demokratie einsetzen.

Barth allerdings wehrte sich gegen eine politische Instrumentalisierung des Evangeliums und weigerte sich daher auch, in den ideologischen Kampf gegen den Kommunismus eingespannt zu werden. Vielmehr stellte er sich auf den Standpunkt, dass die Kirche auch gegenüber dem demokratischen Staat eine kritische, wachsame Distanz bewahren müsse und sich nicht von diesem vereinnahmen lassen dürfe. Sie habe sich nicht für die Sache des Westens einzusetzen, sondern müsse vielmehr einen eigenen Weg gehen und sich für die Sache des Friedens und gegen den Kalten Krieg engagieren. Feldmann bezichtigte Barth, mit seinen Äusserungen den Widerstandswillen der Schweiz zu schwächen, und warf ihm vor, die demokratischen, freiheitlichen Grundlagen des Staates nicht zu achten. Der Kirchenstreit erreichte seinen Höhepunkt, als Markus Feldmann seinen Briefwechsel mit Karl Barth veröffentlichte. Die beiden hatten kontrovers über die Fragen der Stellung des Christentums zum Kommunismus und dem Verhältnis von Kirche und Staat korrespondiert, bra-

chen aber den Kontakt wegen mangelndem Konsens rasch wieder ab. Feldmann spielte den Briefwechsel der Presse zu, welche in der Folge zu einer regelrechten Hetzjagd gegen Barth anhub. Die Kontroverse ebte erst ab, als Feldmann Ende 1951 in den Bundesrat gewählt wurde.

Mit dem Berner Kirchenstreit von 1949 bis 1951 rückt Daniel Ficker Stähelin ein Thema in den Mittelpunkt, das bisher noch nicht detailliert aufgearbeitet worden ist. Das Buch folgt einer klassischen Gliederung, indem zuerst die Hauptpersonen vorgestellt und die Voraussetzungen innerhalb der bernischen reformierten Landeskirche dargestellt werden, die zum Konflikt führten. Danach werden die Ereignisse des Berner Kirchenstreites ausführlich behandelt, wobei den Argumentationen der beiden Gegenpole, Feldmanns und Barths, das Hauptgewicht zukommt. Im Anschluss daran werden die Positionen Feldmanns und Barths im weiteren Verlauf des Ost-West-Konfliktes nach dem Kirchenstreit beleuchtet. Den Abschluss des Buches bilden zwei Kapitel zum theologischen Hintergrund der Auseinandersetzung und zur politischen Ethik Barths im zeitgeschichtlichen Zusammenhang. Der klassische Aufbau der Monographie erlaubt es auch einem mit der Materie nicht vertrauten Leser, dem Ereignisablauf und den Argumenten beider Seiten ohne grosse Probleme zu folgen. Mit der Schilderung der Einstellungen Feldmanns und Barths zum Ost-West-Konflikt nach dem Berner Kirchenstreit wird dessen Darstellung schön abgerundet. Das bringt aber mit sich, dass die beiden letzten, stärker theologisch ausgerichteten Kapitel angehängt wirken. Diese sind für den mit dem theologischen Vokabular nicht vertrauten Leser denn auch weniger zugänglich als die vorangehenden Kapitel.

Insgesamt ist die Monographie aber gut verständlich geschrieben. Sie bietet ohne Vorkenntnisse seines immensen Werkes einen angenehmen Zugang zum (politischen) Theologen Karl Barth. Daneben ist sie nicht nur ein Buch zu einem theologischen Thema, sondern wirft zugleich ein interessantes Schlaglicht auf die Mentalitätsgeschichte in der Schweiz während der frühen Jahre des Kalten Krieges. Die Heftigkeit der Auseinandersetzung und die Gehässigkeit des Tonfalls während des Berner Kirchenstreits ist zwar letztlich nur vor dem Hintergrund der Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden sowjetischen Angriffs auf Westeuropa verständlich. Die Argumentation der Hauptpersonen ist aber auch heute noch spannend und aktuell, wenn es um die politische Ethik oder um Fragen des Verhältnisses von Kirche und Staat geht.

Peter Lehmann

Mühlethaler, Martin; Stämpfli, Philipp: Bern im Aufbruch. Das Völlger-Panorama von 1894. Bern: Stämpfli 2007 (Schriften der Burgerbibliothek Bern). 112 S., CD-ROM, ill., ISBN 978-3-7272-1224-6.

1894 war die Aufstockung des Münsterturms abgeschlossen. Der Fotograf Hermann Völlger (1855–1930) schleppte im Sommer dieses Jahres seine Kamera auf die obere Plattform des Turmes und nahm mit acht Bildern aus luftiger Höhe ein Panorama der Stadt Bern auf, auf dem unzählige Details in hoher Auflösung erkennbar sind. Der Videoproduzent und Grafiker Martin Mühlethaler kam auf die Idee, diese Bilder digital zu einem Panorama zusammenzufügen und auf einer CD-ROM zu veröffentlichen. Philipp Stämpfli, Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Burgerbibliothek Bern, begleitete das Projekt und wählte rund 600 Bilder aus, die

ebenfalls auf der CD zu finden sind. Die Bilder stammen zum grössten Teil aus der Sammlung der Burgerbibliothek. Zudem verfasste er die Bildlegenden und erläuternden Texte, die digital und gedruckt in der Begleitbroschüre zur CD enthalten sind. Mit einem 45-seitigen Einführungstext in der Begleitbroschüre gibt er einen Überblick zum Leben in Bern um 1900, als Hermann Völlger das Panorama aufnahm.

Mühlethaler und Stämpfli publizieren erstmals in der Schweiz ein digitales Panorama. Um auf das Werk zuzugreifen, muss man die Scheibe in ein Computerlaufwerk schieben, und schon beginnt die Reise durch die Stadt Bern. Auf dem Bildschirm erscheint das Rundbild, durch das man sich mit der Computermaus bewegen und zoomen kann. Mit der rechten Maustaste ist der Wechsel vom Panorama auf einen Stadtplan von 1895 möglich. Auf diesen beiden Grundbildern sind farbige Punkte als Links eingetragen, die zu den Bildern, Texten und Tondokumenten führen, die weiterführende Informationen zu den markierten Bildpunkten enthalten. Die Punkte weisen sieben verschiedene Farben auf, welche einzelnen Themen zugewiesen sind: Alltag und Freizeit, Bildung und Kultur, Bürger und Verwaltung, Gebäude, Medizinische Versorgung, Transport und Wirtschaft. Rund zwei Drittel der Bildpunkte markieren Gebäude in der Altstadt. Diese Verteilung spiegelt erstens die Quellenlage der in Archiven überlieferten Bilder, zweitens nahmen die Fotografen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem Bilder auf, die sie an ein breites Publikum verkaufen konnten. Dies war bei Sujets aus der Altstadt eher der Fall als bei Bildern aus Quartieren. Drittens sind aus der Perspektive des Münsterturms nicht alle Stadtteile gleich gut sichtbar. Die nahen Gassen der Altstadt stehen auf dem Panorama im Vordergrund.

Die Publikation enthält zahlreiche unveröffentlichte Aufnahmen, und auch das Panorama selber bietet Überraschungen. So enthält es zahlreiche Details von nicht mehr existierenden Bauten wie der Druckluftleitung für das erste Tram: Ein Wasserkraftwerk in der Matte komprimierte Luft, die über eine Rohrbrücke an das rechte Ufer der Aare und von dort zum Tramdepot beim Bärengaben geführt wurde. Zudem zeigt das Panorama das Flotschrad im Altenberg, den Schiessstand im Wyler, Wäscheleinen auf Dachterrassen und ein Fuhrwerk vor der Mühle in der Matte.

Die Publikation nutzt die Möglichkeiten digitaler Medien auf schöne Weise aus. Die Navigation ist einfach und bietet einen spielerischen Zugang zu historischen Bildern der Stadt Bern. Die Abbildungen sind alle in sehr guter Qualität auf dem Bildschirm sichtbar. Leider sind viele Bilder nicht datiert. Zudem lassen sich die Illustrationen nicht ohne weiteres ausdrucken. Dies ist nur über den Umweg der Print-Screen-Funktion und dem Kopieren in eine andere Datei machbar.

Christian Lütthi

Schläpfer, Rafael: Kantonale Armenreform und kommunale Fürsorgepolitik. Eine Untersuchung über die Armenfürsorge im Kanton Bern mit dem Schwerpunkt der Einwohnergemeinde Worb (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 1). Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2004. 204 S., ISBN 978-3-88309-131-0.

Baumer, Matthias: Private und nichtstaatliche Armenfürsorge in der Berner Landgemeinde Worb im 19. Jahrhundert (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 4). Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2004. 243 S., ISBN 978-3-88309-313-0.

Die «Soziale Frage» war für die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts eines der grossen, wenn nicht sogar das zentrale Thema ihrer Zeit. Auch im Kanton Bern gehörten Armut und Armutsbekämpfung zu den dringendsten Fragen. Die beiden hier vorzustellenden Publikationen untersuchen dieses Feld auf kommunaler Ebene. Es handelt sich um zwei im Dezember 2002 am Historischen Institut der Universität Bern eingereichte Lizentiatsarbeiten, die 2004 in überarbeiteter Form in der Reihe «Berner Forschungen zur Regionalgeschichte» erschienen sind. Ein Aufsatz der beiden Autoren zum gleichen Thema findet sich ausserdem in der Worber Geschichte von Heinrich R. Schmidt.* Beide Arbeiten behandeln Armut und Fürsorge in der Gemeinde Worb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dabei beschäftigt sich Rafael Schläpfer mit der Armutspolitik der Einwohnergemeinde Worb, Matthias Baumer dagegen mit der privaten, freiwilligen und nichtstaatlichen Fürsorge. Dieser Aufteilung entspricht eine unterschiedliche konzeptionelle Ausrichtung: Schläpfer lässt sich vor allem von der kritischen Diskussion der Sozialdisziplinierungsthese anregen, Baumer von der Sozietäten- und Vereinsgeschichte.

In der Arbeit von Rafael Schläpfer geht es über weite Strecken um die Umsetzung der kantonalen Armenreform von 1857/58. Einleitend beschreibt Schläpfer knapp die ökonomische Entwicklung als Hintergrund des Armutsproblems und stellt die Berner Armengesetze von 1847 und 1857/58 dar. Anschliessend zeigt er auf, wie die neue Organisation des kommunalen Armenwesens in Worb nach 1858 funktionierte. Im letzten Kapitel fragt er, nach welchen Kriterien die Gemeinde Unterstützungsbegehren abwies. Dabei erfasst Schläpfer mit der Auswertung von Rechnungen, Protokollen und Reglementen einerseits die Strukturen der Armenunterstützung, andererseits aber auch Deutungen und Praktiken auf der Handlungsebene. Schläpfer zeigt auf, wie Worb sich im Vollzug über die Bestimmungen des Armengesetzes vom 1. Juli 1857 hinwegsetzte. Statt die Ausgaben den Einnahmen anzupassen, deckte die Gemeinde zugunsten der Fürsorgeempfänger die wachsenden Defizite aus allgemeinen Steuern. Nicht immer allerdings nutzten die Behörden vor Ort ihre Handlungsspielräume zum Wohl der Armen. Weil ab 1857 nicht mehr die Heimat-, sondern die Wohngemeinde für die Armenfürsorge zuständig war, schob Worb eigene Arme in andere Gemeinden ab und wehrte sich gegen den Zuzug von potenziellen Unterstützungsempfängern. Diese Praxis schränkte die Niederlassungsfreiheit ärmerer Menschen ein. Der Kreis der Unterstützten umfasste vor allem Alte, Invalide und Kinder, insgesamt aber mehr Frauen als Männer. Junge Menschen und Eltern mit wenigen Kindern galten als arbeitsfähig und hatten schlechte Chancen auf Unterstützung. Eine wichtige Rolle für die Zuteilung von Beiträgen spielte das sittliche Verhalten. Dabei waren es die Gemeindebehörden, die vor Ort disziplinierend auftraten. Diese Diszi-

plinierung diente zunächst einmal dazu, konkrete kommunale Aufgaben zu erfüllen. Ausserdem koordinierten die Gemeinden in den Amtsarmer-versammlungen zunehmend ihre Aktivitäten auf der Ebene des Amtsbezirks.

Matthias Baumer skizziert zuerst die grossen Entwicklungslinien des Armutsbegriffs, der Philanthropie und der Armenfürsorge durch Sozietäten und Vereine. Anschliessend geht er kurz auf die kommunale Armenfürsorge in Worb ein und behandelt danach zehn verschiedene Organisationen, die er als private, freiwillige und nichtstaatliche Fürsorgeinstitutionen klassiert. Schliesslich diskutiert er personelle Vernetzungen der Vereine und erstellt ein Drei-Phasen-Modell der privaten Fürsorge Worbs im 19. Jahrhundert. Nach diesem Modell entstanden in der ersten Phase von 1807 bis 1847 private Fürsorgeorganisationen spontan als Reaktion auf die Teuerungskrisen von 1816/17 und 1847 sowie auf den harten Winter 1829/30. Sie koordinierten vorübergehende Aktivitäten der lokalen Oberschichten und lösten sich nach der Krise jeweils wieder auf. In der zweiten Phase von 1847 bis 1857/60 kamen die Bürger mit dauerhaften privaten Fürsorgeinstitutionen in Kontakt. Diese Umbruchphase «diente in gewisser Weise der Emanzipation der Einwohner Worbs, mit Hilfe organisierter Institutionen der Not und sozialen Missständen aus eigenem Antrieb entgegenzutreten». In der dritten Phase von 1857/60 bis 1900 hatten sich die Einwohner Worbs vielfältig organisiert und schlossen Lücken, welche die staatliche Armenfürsorge offen liess. Die private Fürsorgetätigkeit war nicht mehr nur auf die Oberschicht beschränkt. Diese entdeckte mit Stiftungen und Fonds neue Möglichkeiten, sich besonders wohltätig zu zeigen. Baumer bemüht sich, die definitorische Trennung von «staatlichen» und «privaten» Fürsorgeinstitutionen aus der Literatur und den vorliegenden Quellen zu verfeinern. Die Grenzen zwischen beiden Bereichen erweisen sich dabei als fliessend. Viele Organisationen könnten sowohl dem einen wie auch dem anderen Sektor zugerechnet werden, ja die «nichtstaatliche Fürsorge im Untersuchungszeitraum war lange Zeit mit der staatlichen nahezu identisch». Gerade im Erziehungswesen war die private Fürsorge ebenso disziplinierend wie die staatliche. Am erfolgreichsten schliesslich war sie dann, wenn sie mit dem Staat zusammenarbeitete. Hingegen gaben private Organisationen Frauen mehr Möglichkeiten in der Öffentlichkeit zu wirken als staatliche Ämter.

Die beiden Autoren geben ausführlich Diskussionen zur Armenfürsorge in der Frühen Neuzeit wieder. Zusammenhänge zu den Sozialgesetzen und -versicherungen auf eidgenössischer Ebene müssen Leserinnen und Leser selber herstellen. Die offensichtlich «erfolglose» private Fürsorge diente möglicherweise gar nicht primär den sozialpolitischen Zielen, an denen sie aus heutiger Perspektive scheiterten. Die Literatur zur betrieblichen Sozialpolitik zeigt, dass Fürsorge auch dazu diente, kollektive Identitäten zu stützen (oder zu unterlaufen). Ausserdem weisen die beiden Autoren nicht darauf hin, dass die Reform in Gemeinden mit anderen strukturellen Voraussetzungen möglicherweise auch Folgen hatte, die in Worb nicht sichtbar wurden. Schläpfer streicht heraus, dass Worb in der Notarmenpflege im kantonalen Vergleich 1858/60 deutlich unterdurchschnittliche Lasten zu tragen hatte. Später lag die Belastung der Gemeinde noch leicht unter dem kantonalen Durchschnitt. Das Beispiel Worb zeigt viele wichtige und interessante Aspekte der Armenreform von 1857/58 auf. Insgesamt geben beide Arbeiten einen überzeugenden, quellen-nahen Einblick in die Armenfürsorge einer bernischen Gemeinde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie sind lesenswerte und wichtige Beiträge (nicht nur) zur Geschichte des Kantons Bern im 19. Jahrhundert.

Daniel Flückiger

Regula Wyss: Pfarrer als Vermittler ökonomischen Wissens? Die Rolle der Pfarrer in der Oekonomischen Gesellschaft Bern im 18. Jahrhundert. Nordhausen: Verlag Traugott Bautz 2007 (Berner Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 8). 161 S., ISBN 978-3-88309-396-3.

«Dass die Anweisung kurz und ohne gelehrtenkram vorgetragen werde.» (S. 140) Einen solchen Schreibstil erachtete David Ris, Pfarrer in Trachselwald und zugleich Sekretär der Emmentaler Zweiggemeinschaft der Berner Oekonomischen Gesellschaft, für notwendig, um mit Wissen zur Haus- und Landwirtschaft auf Kalenderblättern die ländliche Bevölkerung anzusprechen und überhaupt erreichen zu können. Die Einschätzung des Pfarrers, 1767 formuliert in einem Brief an den Sekretär der Berner Gesellschaft, Niklaus Emanuel Tschärner, lässt durchblicken, dass hier ein Problem vorlag.

Regula Wyss untersucht in ihrem aus einer Lizentiatsarbeit am Historischen Institut der Universität Bern hervorgegangenen Buch die Rolle der Pfarrer in der 1759 von Berner Patriziern gegründeten Oekonomischen Gesellschaft (OeG). Nach einem einleitenden Teil skizziert Wyss die Organisation der Berner Kirche sowie die Ausbildung und den Alltag der ländlichen Pfarrerschaft im 18. Jahrhundert. Ein längerer allgemeiner Abschnitt ist der Entwicklung und dem Programm der OeG gewidmet, ehe die Autorin sich dann den Pfarrern in der OeG im Speziellen zuwendet. Mittels einer eingehenden Analyse gedruckter und ungedruckter Akten und Abhandlungen der OeG kann die Autorin verschiedene Profile der Mitarbeit aufzeigen. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass Pfarrer besonders in der Anfangszeit – und damit zugleich in einer «Blütezeit» – der Gesellschaft bis Mitte der 1760er-Jahre zahlreich mit der OeG in Kontakt traten. Die ordentlichen Mitglieder der OeG stammten meistens aus dem reformorientierten Patriziat, waren Amtsträger, Gelehrte oder eben Pfarrer. Der Hintergrund der Konstituierung der OeG ist die Sozietätenbewegung im 18. Jahrhundert. Die Berner OeG figuriert unter den ersten Sozietäten auf dem europäischen Festland und unterstreicht damit die Bedeutung der Schweiz als Standort der Aufklärung. Auf den ersten Blick mag es heute verwundern, wenn sich besonders Pfarrer in einer Aufklärungsgesellschaft engagierten, deren Ziel es war, ökonomische Reformen zu initiieren. Wie Regula Wyss indes zu Recht betont, wurden Ökonomie und Sittlichkeit, die eigentliche Domäne der Geistlichkeit, eben im 18. Jahrhundert noch nicht getrennt gedacht. Vielmehr sahen weltliche wie geistliche Rezipienten der Aufklärung einen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Produktivität im häuslichen Mikro- wie im gesellschaftlichen Makrobereich und der – per se immer defizitären bzw. gefährdeten – Moral der Akteurinnen und Akteure.

Pfarrer gelten in der Forschung seit längerem als Protagonisten der Volksaufklärung, gleichwohl dies bislang konkret noch relativ wenig untersucht wurde.* Relevant auch im säkularen Sinne der Aufklärung ist der Ansatz einer Erziehung zur Offenheit für Innovationen und, damit in einem engen Konnex, auch zu einer Kritik an bis dato unhinterfragter Traditionsverharrung. Aufgrund ihrer allgemeinen Rolle als Verkündiger sowohl des Evangeliums wie auch der obrigkeitlichen Verordnungen galten Pfarrer als naturgemässe Belehrer des «Volks». Im Prinzip ging

* Vgl. aber Kuhn, Thomas K.: Religion und neuzeitliche Gesellschaft. Studien zum sozialen und diakonischen Handeln in Pietismus, Aufklärung und Erweckungsbewegung. Tübingen 2003.

es bereits im 18. Jahrhundert um Fragen, die sich seither immer wieder gestellt haben, nämlich erstens die geeignete Art und Weise der Vermittlung eines Wissens, das aus einer Elitenkultur stammte in breiteren Schichten, und zweitens, damals eher implizit, die generelle Wünschbarkeit dieser Wissensvermittlung. Man kann die Schwierigkeiten der Volksaufklärung, die ziemlich genau in der Zeit der Gründung der OeG einsetzte, heute amüsiert zur Kenntnis nehmen. Aus den Vorstellungen der Akteure der Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist sie jedenfalls nicht wegzudenken. Relevant für die hier betrachtete Phase ist, dass es noch keineswegs um die politische Emanzipation der Untertanen ging, sondern um eine Vermehrung von «Nützlichkeit» und «Glückseligkeit», die in gelehrter Manier vordefiniert wurde, sich primär aber auf ein wirtschaftliches Wohlergehen bezog, das auch den Adressaten nicht egal sein konnte. Patrizier und Geistliche gingen einig: «Der Landbau sollte wohl optimiert werden, aber an der ständischen Ordnung sollte [...] nicht gerüttelt werden.» (S. 110) Die Intentionen der beteiligten Pfarrer kann Wyss insbesondere anhand der überlieferten Korrespondenz näher fokussieren. Wichtig für die Ausgangssituation ist noch, dass die Berner Landpfarrer vielfach selber ihr karges Pfrundgut wie Bauern beackerten und finanziell nicht besonders gut gestellt waren. Dennoch, daran lässt die Autorin keinen Zweifel, bestand zwischen der Dorfbevölkerung und den studierten Pfarrern städtischer Herkunft als Teil der Obrigkeit eine nicht geringe soziale Distanz (S. 33).

Wiederkehrende Themen in den Berichten und Briefen der Landpfarrer waren die Aufteilung der Allmende, der Anbau neuer Kulturen und neue Anbaumethoden, der Stand der Technik, Handwerk und Manufakturen, Armut und Bevölkerungsentwicklung sowie Klagen über die Trägheit der bäuerlichen Bevölkerung hinsichtlich aller Innovationen. Eine wichtige Aufgabe, bei der die aktive Mitarbeit der Dorfbewohner weniger notwendig war, stellte zudem die Anfertigung topographischer Beschreibungen der Kirchgemeinden dar. Auch meteorologische Beobachtungen wurden an die OeG übermittelt. Bemerkenswerterweise wird bei allen Klagen selten darüber reflektiert, wie sich ein Verhaltenswandel der dörflichen Bevölkerung bewirken lässt.

Es ist nicht zu übersehen, dass das innovationsresistente Verhalten der Adressaten durchaus eine eigene Rationalität aufweist. So bemerkt auch Wyss: «Für Bauern, die Zehntabgaben leisten mussten, war es zu riskant auf Anbaumethoden mit ungewissem Erfolg zu setzen, wenn die bewährten Methoden bisher genügend Abtrag einbrachten.» (S. 137) Die konkreten Auswirkungen der Innovationsversuche der Pfarrer «im Auftrag» der OeG vor Ort schätzt die Autorin denn auch gering ein. Mit anderen Worten, zu einem wirklichen Wissenstransfer von oben nach unten ist es wohl nicht gekommen. Indes gelangten durchaus mehr Informationen im Stile einer Landesbeschreibung aus der lokalen Sphäre in die gelehrten Zirkel. Dieser Effekt ist nicht zu unterschätzen. Plausibel wirkt die abschliessend formulierte These der Autorin, den Geistlichen sei es primär darum gegangen, an einem patrizisch-gelehrten Reformdiskurs teilzunehmen, der sich mit der OeG ein geeignetes Forum geschaffen hatte (S. 147).

Regula Wyss hat eine sehr substanzielle Studie vorgelegt, die dem Bild vom Wirken der Pfarrer im ländlichen Kontext während der Hochaufklärung einige neue Konturen verleiht. Kritisch wäre anzumerken, dass man zentrale Begriffe in den Texten der Pfarrer und der OeG wie «Nützlichkeit», «Glückseligkeit» oder auch «Müssiggang» stärker auf ihre Bedeutung im Diskurs der Aufklärung hin kontextualisieren könnte. Hier wird manchmal auch nicht exakt zwischen Quellsprache

und kategorialer Begrifflichkeit unterschieden. Trotz dieser kleinen Einschränkung zeigt dieses Buch, dass von der weiteren Erforschung der Berner OeG noch viel Erspriessliches für die Forschung zu erwarten ist.

Joachim Eibach